Herwig Wolfram

Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung

Die Auseinandersetzung zwischen Regionalgeschichte und den bayerisch-österreichischen Landesgeschichten

In der Aussendung vom 3. April 1986 stand zu lesen, ich werde über die „Wege der Landesgeschichte, insbesondere der bayerischen“ referieren. Selbstverständlich habe ich mich gegen diese Vorgabe heftig zur Wehr gesetzt: Einmal bin ich nicht lebensmüde, als Österreicher darüber in der bayerischen Metropole, noch dazu „in Zeiten wie diesen“, zu reden. Zum andern bin ich kein Landeshistoriker und habe auch nicht die Absicht, einer zu werden. Wer aber dies werden möchte, muß sich im bayerisch-österreichischen Raum sofort entscheiden, welche von vielen Landesgeschichten er wählt. Es gibt zwar eine Kommission für bayerische Landesgeschichte der Münchener Akademie der Wissenschaften, und eine umfangreiche Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte erscheint seit 1928 in beneidenswerter Umfänglichkeit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit. Bekannt ist das vierbändige, tatsächlich sechsbändige „Handbuch der bayerischen Geschichte“, das derzeit im deutschsprachigen Raum wohl nur in der monumentalen Geschichte Thüringens ein Gegenstück besitzt. Während aber Thüringen ein Land war und in unserer Vorstellung immer noch eines ist, versteht sich das deutsche Bundesland Bayern als Staat. Und so setzt die bayerische Landesgeschichte in Wirklichkeit die Tradition der „Allgemeinen Staatengeschichte“ fort, die um die Jahrhundertwende Karl Lamprecht in drei Abteilungen herausgegeben hat. Das für Österreich wichtigste Werk dieses Unternehmens war Max Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs (Gotha 1905), das in der III. Abteilung: Deutsche Landesgeschichten, herausgegeben von Armin Tille, erschien. Die von Walter Schlesinger und Hans Patze entworfene und verfaßte „Geschichte Thüringens“ will hingegen Landesgeschichtsschreibung sein, war doch Patze fünfzehn Jahre Herausgeber der Blätter für deutsche Landesgeschichte¹. Hingegen deckt die Geschichte Bayerns die der einstigen wie der derzeitigen bayerischen Länder – sprich: Regierungsbezirke – zu, wogegen sich diese allerdings seit Jahrzehnten kräftig zur Wehr setzen. Dies beweisen etwa das seit 1935 erscheinende „Jahrbuch für fränkische Landesforschung“ (Universität Erlan-

¹ Hans Patze, Nachwort des Herausgebers, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 121 (1985) 797 f. Aus seiner Sicht ist es verständlich, daß Patze dem „heute in Mode gekommenen Begriff ‚Regionalgeschichte‘“ nicht viel abgewinnen kann.

gen) sowie die jüngeren, markig-militant klingenden „Ostbairischen Grenzmarken“ seit 1957. Kräftig rührt sich auch Schwaben, und zwar sowohl mit Hilfe der Augsburger Universität wie einzelner Archive, wie etwa die Aktivitäten des Stadtarchivs von Memmingen zeigen.

Die wissenschaftsorganisatorische Situation östlich von Inn und Salzburg unterscheidet sich in einem Punkt grundlegend von der Bayerns: Eine Kommission für österreichische Landesgeschichte samt entsprechenden Publikationsorganen würde theoretisch mißverständlich wirken, ist aber – zumindest derzeit – tatsächlich undenkbar. Die einzelnen Bundesländer haben an Archiven und Universitäten – die Archive sind nicht bloß des Alphabets wegen zuerst genannt² – erfolgreiche und traditionsreiche Forschungsstellen zur Landesgeschichte. Es gibt umfangreiche Darstellungen der einzelnen Kronländer, aber auch bereits eine erfreulich große Zahl moderner Landesgeschichten. Manche von ihnen sind einbändige Überblicksdarstellungen³, manche mehrbändig, gleichsam als Gegenstück zur bayerischen Landesgeschichte entworfen⁴. Wie für dieses Werk wurden mehrere Verfasser gewonnen, um jeweils ihre Fachgebiete zu behandeln; doch stammt die eindrucksvolle fünfbändige „Geschichte Vorarlbergs“ von einem einzigen Autor⁵. Den größten Erfolg verzeichneten bisher die Salzburger und die Tiroler Geschichte, obwohl von der Salzburger nur der mittelalterliche Teil vorliegt. Die Organisation der „Geschichte des Landes Tirol“ läßt mit gutem Grund vermuten, daß sie am schnellsten ihr gestecktes Ziel erreichen wird, nämlich gleich dem bayerischen Handbuch die Darstellung von den Anfängen bis 1970. Aber eine gesamtösterreichische Geschichte, die an Umfang und Wissenschaftlichkeit der bayerischen vergleichbar wäre, gibt es derzeit nicht; sie wird auch nirgends ernstlich geplant. Außerdem müßte man sich heute fragen, ob die „bayerische Lösung“ auf österreichische Verhältnisse übertragbar ist und, wenn ja, ob sie moderne Ansprüche noch erfüllt.

Am 4. Februar 1959 wurde von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften die Kommission für die Geschichte Österreichs eingesetzt⁶. Alphons Lhotsky, der Begründer der Kommission, wurde 1967 ihr erster Autor. In diesem Jahr, wenige Monate vor seinem allzu frühen Tod, veröffentlichte er den ersten Teil eines geplanten zweiten Bandes einer „Geschichte Österreichs“ und behandelte darin die rund sieben Jahrzehnte zwischen 1281 und 1358⁷. Dieser Teilband bildet zugleich die erste und auf lange Zeit hin einzige Veröffentlichung der genannten Kommission, deren Aufgabe es ist, „die unvollendete Geschichte Österreichs, die Alfons Huber 1895/96 in

² *Alphons Lhotsky*, Österreichische Historiographie (Wien 1962) 219f.

³ *Karl Gutkas*, Geschichte des Landes Niederösterreich (St. Pölten 1983).

⁴ Geschichte Salzburgs. Stadt und Land, hrsg. *Heinz Dopsch* und *Hans Spatzenegger*, Bd. 1, 1., 2. und 3. (Salzburg 1981/84). Bd. 1,1 erschien 1983 in 2. Auflage. Geschichte des Landes Tirol, Bd. 1–3 (Bozen, Wien, 1985–1987). Der 4. Band erscheint demnächst.

⁵ *Benedikt Bilgeri*, Geschichte Vorarlbergs, Bd. 1–5 (Wien 1971/87).

⁶ Siehe etwa Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 135 (1985) 200.

⁷ *Alphons Lhotsky*, Geschichte Österreichs seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. 1281–1358 (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte Österreichs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1, Wien 1967).

fünf Bänden bis zum Westfälischen Frieden herausbrachte und die Oswald Redlich in zwei Bänden 1921/38 bis Maria Theresia 1740 fortsetzte, möglichst bis in die Gegenwart herauf zu führen. Dabei sollten auch die ersten fünf Bände Hubers redigiert werden. Der von Lhotsky herausgebrachte Teilband war als Muster und Beispiel gedacht.⁸ Lhotskys Werk umfaßte 403 Seiten, so daß Hermann Wiesflecker mit Recht bemerkte: „Wenn man für das Gesamtwerk diese Art Mikroskopie beibehält, die den zweiten Huber-Band auf drei ebenso große Teilbände vergrößert, so würden aus den sieben vorhandenen Huber-Redlich-Bänden zwangsläufig achtzehn bis zwanzig neue Bände nötig werden; damit wäre aber erst das Jahr 1740 erreicht.“⁹

Niemand wird sich der Eigenart und vor allem Unnachahmlichkeit der Persönlichkeit Lhotskys verschließen. Sein Werk war von jeher nicht bloß von tiefster Wissenschaftlichkeit, sondern auch derartig „subjektiv“ geprägt – gerne gebrauchte er den Ausspruch: „Subjektiv kann nur ein Subjekt sein“ –, daß der von ihm geplante „Musterband“ alles andere denn als solcher gelten konnte. So bemerkte schon Hans Wagner mit Recht in seiner Rezension: „Nach dem Tode Lhotskys ist ohnehin niemand mehr imstande, das Werk in seinem Sinn fortzusetzen, da es ganz auf seine so einzigartige und eigenwillige Forscherpersönlichkeit abgestimmt ist. Wir müssen uns also mit dem Bruchstück abfinden und froh sein, wenigstens dieses zu besitzen.“¹⁰ Zugleich reagierte der Rezensent mit dieser Bemerkung auch auf die – wohl als Polemik überschätzte – Feststellung Wiesfleckers: „Was allen österreichischen Gesamtstaatsgeschichten bisher fehlte, fehlt auch diesem Werk: Eine stärkere Berücksichtigung der Geschichte der einzelnen Länder. Das Herzogtum Österreich im engeren Sinn tritt gewiß stark genug hervor; bei der Hauptstadt Wien geht es mitunter bis zur Straßen- und Häusergenauigkeit. Die übrigen österreichischen Länder, auch jene, die während der behandelten Zeiten zur Herrschaft Österreichs gehörten, sind nur als Objekte der Dynastie und kaum als selbständige politische Lebewesen behandelt.“ Ebenso erfaßte Wiesflecker, daß Lhotskys Werk „weit mehr als Huber dynastisch aufgebaut war, was heute vielleicht nicht mehr ganz zu überzeugen vermag“¹¹. Dieser Widerspruch wirkt um so auffälliger, als Lhotskys Gesamtkonzept „ganz auf den gegenwärtigen Staat eingestellt (war). War es Hubers Darstellungsstil gewesen, die österreichisch-ungarische Monarchie zu erklären und alle geschichtliche Entwicklung, einer geopolitischen Prädestination folgend, darauf auszurichten, so wollte Lhotsky sein Werk auf die junge Republik abstimmen; vor allem insoweit, als er sein Werk auf den Territorienkomplex beschränkte, der sich im Laufe des Mittelalters durch spontane Konvergenz der Landschaften in weitgehender Identität mit der politischen Gestaltungskraft dreier Dynastien (Habsburg, Wittelsbach, Luxemburg) zu einer lebenskräftigen Einheit entwickelte, die über zahllose Krisen hinweg ihre Daseinsberechtigung bewiesen hat“, eben

⁸ Hermann Wiesflecker, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 60 (1969) 315. Zu Pittioni siehe unten Anm. 14.

⁹ Ebendort 317.

¹⁰ Hans Wagner, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 22 (1969) 399.

¹¹ Wiesflecker, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 60 (1969) 316.

auf die Republik Österreich der Gegenwart, die nichts anderes als das nur wenig modifizierte Haus Österreich der Zeiten Kaiser Friedrichs III. darstellt.“¹²

Die Problematik einer österreichischen Geschichte, die das Spätwerk Lhotskys aufbrechen ließ, war selbstverständlich schon Alfons Huber vertraut. Er verstand „Österreich als einen künstlichen Bau“, dessen Gestaltung innig mit der Geschichte der Dynastie verbunden war. Huber stellt die Überlegung an, ob man eine Geschichte Österreichs nicht erst im Jahre 1526 beginnen lassen soll, da durch die Vereinigung Böhmens und Ungarns mit den deutsch-österreichischen Ländern die österreichische Monarchie entstand. Er verwarf jedoch diesen Gedanken und stellte fest, daß „der Geschichtsschreiber sein Werk nicht erst mit diesem Jahr beginnen dürfe. Wer die Entwicklung Österreichs seit 1526 verstehen will, der muß tiefer eindringen, muß zu ergründen suchen, wie die Einzelstaaten, welche damals zu einer losen Einheit verbunden wurden, entstanden und fortgebildet worden sind. Daher beginnt die Geschichte Österreichs im zehnten Jahrhundert, wo sowohl in Ungarn und Böhmen geordnete einheitliche Reiche entstanden sind, als auch die bayerische Ostmark oder Österreich gegründet worden ist, an welche sich nach und nach im Laufe mehrerer Jahrhunderte die übrigen südostdeutschen Länder angeschlossen haben.“ Darüber hinaus hielt es Huber für notwendig, „der Geschichte Österreichs wenigstens in großen Zügen eine Vorgeschichte vorzuschicken, die von den ältesten Zeiten bis ins zehnte Jahrhundert reicht“¹³. Die fünf Bände Hubers umfassen fast 3000 Seiten. Der erste Band, der 618 Seiten zählt, behandelt auf 129 Seiten diese „Vorgeschichte“.

Bis heute konnte die Kommission für die Geschichte Österreichs weder Hubers noch Lhotskys Erbe aufarbeiten. Es besteht – nach der letzten Planungsrevision von 1980 – die Absicht, eine elfbändige Geschichte Österreichs von den Anfängen bis zur Gegenwart herauszubringen. Während der danach erschienene erste Band, der die Urgeschichte behandelt, einen einzigen Autor besitzt¹⁴, soll der dem Zeitraum von 910 bis 1246 gewidmete vierte Band von nicht weniger als 17 Autoren verfaßt werden. Bis heute konnte diese Buchbinder-Synthese nicht erscheinen, obwohl zahlreiche Beiträge bereits seit mehreren Jahren fertig sind. Die Konsequenz aus dieser Misere müßte eine radikale Neuplanung sein; denn daß wir heute eine moderne „Geschichte Österreichs“ dringender denn je brauchen, steht außer Zweifel.

Das Kolloquium fand zum Thema „Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem 2. Weltkrieg (1945–1965)“ statt. Der vorliegende Beitrag fällt diesbezüglich sowohl sachlich wie zeitlich aus dem Rahmen. Das Jahr 1945 bedeutete freilich insofern eine Zäsur, als es nun wieder eine Österreichische Geschichte gab, für die es moderner Darstellungen bedurfte oder, genauer, bedurft hätte¹⁵. Hingegen wurde die landesge-

¹² Ebendort 316 sowie *Lhotsky*, *Geschichte Österreichs*, 5f.

¹³ *Alfons Huber*, *Geschichte Österreichs*, Bd. 1 (Gotha 1885) VI f.

¹⁴ *Richard Pittioni*, *Geschichte Österreichs*, Bd. 1, 1 und 2 (Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1980).

¹⁵ Symptomatisch dafür steht *Hugo Hansch*, *Die Geschichte Österreichs*, Bd. 1 (Innsbruck 1937) sowie Bd. 1 (Graz 1947) und Bd. 2 (Graz 1950) sowie Bd. 2 (Graz 1953). Der erste Band erlebte 1959 noch eine 4. Auflage, der zweite Band 1962 eine 3. Auflage.

schichtliche Forschung ohne Unterbrechung fortgesetzt. Mit Ausnahme Vorarlbergs und des Burgenlandes hatten die österreichischen Bundesländer als Reichsgaue des Großdeutschen Reiches fortbestanden, wenn auch die nationalsozialistischen Machthaber überall – abgesehen von Salzburg – größere oder kleinere Grenzkorrekturen vorgenommen hatten. Die restaurativen Strömungen nach 1945 kamen der Landesgeschichte entgegen, wobei die bereits vor dem Krieg entwickelten methodischen und thematischen Ansätze aktuell blieben, und zwar nicht zuletzt deswegen, weil sie von denselben Personen vertreten wurden. Aller Orten war man der Meinung, daß „unsere Wissenschaft die Geschichte des Volkes pflegt“¹⁶, welches das Land ist. Diese Auffassung stützte sich besonders auf Otto Brunners „Land und Herrschaft“, auf ein Buch, das in erster Auflage bereits 1939 erschienen war. Der Autor wendet sich darin gegen die herkömmliche etatistische Betrachtungsweise des Landes, wie sie die josefinische Tradition in Österreich und die von Montgelas in Bayern vertritt und vertrat. Brunner betont das Personalprinzip, er spricht vom *populus*, von den politisch handlungsberechtigten Menschen, die viel eher das Land, die *patria*, machen als von ihm gemacht werden. In seinem System löste der Begriff „Herrschaft“ den des Staates ab. Es mag uns Heutigen nur scheinbar paradox erscheinen, daß Brunner seine Vorstellungen mit der nationalistischen Führerideologie verbinden konnte¹⁷.

Nach 1945 besann man sich jedoch nicht nur auf das Land, sondern auch auf die Familie, die in vielen Fällen soeben das physische Überleben ermöglicht hatte. Kein Wunder, daß es zu einer Spätblüte der besitzgeschichtlich-genealogischen Methode unter den Landeshistorikern kam. Die darauf eingeschworenen Schulen diesseits wie jenseits des Inns sind stark hilfswissenschaftlich orientiert; sie stützen sich auf urkundliche Quellen, angefangen von den agilolfingerzeitlichen und karolingerzeitlichen Cartae und Traditionsbüchern bis herauf zu den Privaturkunden des Spätmittelalters. Vielen dieser Arbeiten werden grundlegende Kenntnisse über die Internationalität oder, besser, Interregionalität der Führungsschichten des Frankenreichs und mittelalterlichen Imperiums verdankt. Auch bilden die landesgeschichtlichen Forschungen die Voraussetzung für Besitz- und Siedlungsgeschichte, Institutionen- und Verfassungsgeschichte. Allerdings stellen derartige Veröffentlichungen mitunter eine mühsame Lektüre dar. So etwa: Ein Rupert erscheint mit einem Ratpert 838 in Chieming und mit ihm ein Trudpert 829 in Pfaffing. Beide Male wird an das Kloster Chiemsee geschenkt. Also sind die drei Brüder und stehen Chiemsee nahe. Und so erscheint in jeder Zeile irgendjemand mit irgendjemandem „vergesellschaftet“, wie der Fachausdruck heißt, bis ein ganzes Geisterheer von Verwandten erscheint. Nun darf man sich doch fragen, was Verwandtschaft im historischen Sinne bedeutet. Verwandte verhalten sich zueinander wie andere Menschen auch; die Auseinandersetzung der beiden Vettern ersten Grades, Karls des Großen und Tassilos III., wurde bis zum bitteren Ende ausgetragen; zwischen dem Frankenkönig und seinem jüngeren Bruder Karlmann II.

¹⁶ Franz Schnabel, Zum Geleit, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 88 (1951) 3.

¹⁷ Siehe die ausführliche Behandlung Otto Brunners durch Klaus Schreiner in diesem Band. František Graus, Verfassungsgeschichte des Mittelalters, in: HZ 243 (1986) bes. 543 f., 547 mit Anm. 50, sowie 567 f.

kam es nur deswegen nicht zum offenen Konflikt, weil letzterer rechtzeitig starb. Nicht erst heute geschehen die meisten Blutverbrechen innerhalb der Familie. Die mit Alliteration, Namensrhythmus und Namensvariation arbeitende Forschungsrichtung – Idealtypus: Heribrand, Hildebrand, Hadubrand: Großvater, Vater, Sohn – gerät auch leicht in Gefahr, in Beziehungswahn zu verfallen und Helena in jedem Weibe zu sehen. In manchen Darstellungen entstehen Karrieren von beträchtlicher Intensität und Widerstandskraft, die selbst durch eine kleine Hinrichtung des Betreffenden nicht unterbrochen, geschweige denn beendet werden¹⁸. Auch müssen aus manchen genealogischen Forschungen interessante Konsequenzen gezogen werden, etwa von der Art, daß der Großvater Theoderichs des Großen schon mit zehn Jahren gestorben ist¹⁹. Wenn nicht der Eindruck trügt, so ist die personengeschichtliche Forschung derzeit entweder in einer radikalen Umgestaltung – siehe Karl Schmid und sein Kreis in Freiburg – oder im Rückgang begriffen.

Fällt das Jahr 1945 als Zäsur, so bildet eher schon das Jahr 1965 eine solche, wenn man bedenkt, daß jeweils der erste Band des bayerischen Handbuchs wie der Geschichte Thüringens 1967 beziehungsweise 1968 erschienen. Die Salzburger Geschichte hat man 1969 begonnen, wenn auch der Mittelalter-Band – tatsächlich ein dreibändiges Werk – erst 1981/83 herauskam. Die erste Auflage von Erich Zöllners „Geschichte Österreichs“ von 1961 verkörpert als einbändiges Lehrbuch ein Genus der Geschichtsdarstellung, das hier außer Betracht bleiben muß, fällt aber auch in diese Zeit.

Im Jahre 1977 veröffentlichte Michel Rouche seine Thèse d'état „L'Aquitaine des Wisigoths aux Arabes. 418–781. Naissance d'une région“. Dieses Buch behandelt die Geschichte eines Gebiets von ungefähr 177 000 km² in der Zeit von 418 bis 781. „Die Einheit dieser Länder (de ces pays) ist weder durch eine Gleichförmigkeit der Bevölkerung noch durch natürliche Gegebenheiten, sondern durch die Geschichte bedingt.“²⁰ Rouche findet eine auffallende „originalité de la civilisation romaine d'Aquitaine“ und spricht von einem „phénomène aquitain“²¹. Selbstverständlich erhielt Michel Rouche schlechte Kritik von den „Franken“ aller Länder und Sprachen. Sicher hat Michel Rouche des Guten zuviel getan und den fränkischen Einfluß bei der Entstehung der mittelalterlichen *nationes et patriae* unterschätzt. Aber 1985 konnte Rouche in Rouen den Fortbestand einer anderen Patria darstellen, nämlich Neustriens, bis diese Einheit durch die Feudalisierung des Landes aufgelöst wurde²².

¹⁸ Siehe etwa J. R. Martindale, *The Prosopography of the Later Roman Empire*, Bd. 2 (Cambridge 1980) 886 s. v. Pitzias, dessen Karriere hier bis 523/26 dauert, obwohl er 514 auf Befehl Theoderichs des Großen hingerichtet wurde: Vgl. Herwig Wolfram, *Geschichte der Goten* (München 1980) bes. 364 f. mit Anm. 15.

¹⁹ Es würde zu weit führen, im einzelnen die Versuche anzuführen, mit der Amaler-Generale auf einen grünen Zweig zu kommen. Setzt man aber, wie es öfters geschieht, den Vinitharius der Jordanes-Überlieferung mit dem Videricus der Ammianus Marcellinus-Tradition gleich, dann folgt daraus der im Text gebotene Schluß.

²⁰ Michel Rouche, *L'Aquitaine des Wisigoths aux Arabes. 418–781 Naissance d'une région* (Paris 1977) 12.

²¹ Ebendort 461.

²² Michel Rouche, *Atlas historique. La Neustrie* (éditée par Patrique Perin et Laure-Charlotte Fef-fer, Rouen 1985) 431 ff.

Wie dem auch sei, die Erforschung und Darstellung einer Region birgt die enorme Möglichkeit, die etatistisch-retrospektive Betrachtungsweise zu überwinden und so die Geschichte eines Raums vor seiner modern-staatlichen Erfassung zu schreiben. Für einen Historiker, der den Übergang von der Spätantike ins Frühmittelalter untersucht und dabei auf die Bedeutung der Patriae stößt, besitzt der regionale Ansatz den Wert und die Bedeutung, die Reinhard Wenskus 1961 mit seinem Buch „Stammesbildung und Verfassung“ für die Geschichte der frühmittelalterlichen Gentes hatte. Freilich gibt es keine lineare Kausalität. Etwa das Fürsterzbistum Salzburg, das politische Territorium und das heutige Bundesland folgen nicht zwangsläufig aus der Geschichte des Stadtbezirks von Iuvavum und seines keltischen Vorläufers, ja nicht einmal aus dem Salzburgergau der Zeit Ruperts bis Virgil. Es hätte immer auch ganz anders kommen können. Aber entscheidend blieb das Ja, das in einem bestimmten Raum zu den überkommenen Patriae gesprochen wurde. Ihre Geschichte kann nur von überregionalen Ansätzen her erforscht werden. Eine bloß landesgeschichtliche oder staatsgeschichtliche Betrachtungsweise wäre von vornherein zum Scheitern verurteilt. Erst das Zusammenwirken von regionalen wie überregionalen Fragestellungen erlaubt es, mit den Nachbarn über die gemeinsamen Ursprünge ins Gespräch zu kommen. Und dann kann man sich etwa mit den Kollegen in Laibach-Ljubljana darüber verständigen, daß die slawischen Karantanen noch keine Slowenen waren und daß ihr Oberhaupt nicht ein fränkischer Herzog-*heritogo*, sondern ein slawischer Fürst-*knez* war²³. Dann müßte es aber auch kein Problem sein, in einem Berliner „Museum der deutschen Geschichte“ den gesamten deutschsprachigen Raum wie seine Nachbarräume entsprechend darzustellen, ohne ein „besonderes Verhältnis“ zu den Österreichern herzustellen, die Deutschschweizer aber auszulassen. Eine Vorgangsweise, die um so weniger berechtigt ist, als die Schweizer Souveränität völkerrechtlich auch erst 1648 anerkannt wurde.

Wenn man aber die Geschichte der heutigen europäischen Staaten und Nationen auf wenige Generationen beschränkt, dann überläßt man die „Vor-Geschichte“ den Ideologen der harmlosen wie sicher auch der weniger harmlosen Art. Vielmehr soll die Historie dazu beitragen, daß wir in Europa – unbeschadet der staatlichen Zugehörigkeit – im Umgang mit der Vergangenheit falsche Kategorien vermeiden und die Geschichte unverkürzt annehmen. Und dazu gehört etwa auch, daß man in Österreich die Geschichte derjenigen politischen Einheit, die jeweils in der Vergangenheit Österreich hieß, nicht zum Nachteil der Geschichte der anderen Bundesländer dominieren läßt. Dazu besteht um so weniger Anlaß, als die Vorläufer mancher Bundesländer im Frühmittelalter längst schon größere Bedeutung und eine stärkere eigenständige politische Tradition besaßen als das – erst im Laufe des Hochmittelalters auf drei Fünftel Niederösterreichs angewachsene – Ostarrîchi. Mutatis mutandis gilt das gleiche für das Verhältnis von Altbayern gegenüber den schwäbischen und fränkischen Regierungsbezirken.

Daß sich wertvolle Traditionen und deren Träger trotz aller Zerstörungen und notwendigen Veränderungen halten konnten, weil es Menschen gab, die dies so wollten

²³ Herwig Wolfram, *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* (Wien 1979) 75 ff., 81 ff. und 97 ff.

und in verfaßten Ordnungen verankerten, vermittelt Auskunft über das Woher und Wohin und damit Hoffnung für die Zukunft. Die kulturgeschichtlichen Ausstellungen der letzten Jahre dürften ihren großen Zuspruch gerade diesem Verlangen der Besucher verdanken. Seien dies nun die Staufer, die Wittelsbacher, die Preußen, die Habsburger und Babenberger, die Kuenringer, Erzherzog Johann, Rupert oder Virgil oder das Land Steiermark gewesen, die Menschen suchten das Werden ihrer Heimat, ihres Landes, die Wurzeln ihrer Identität; sie suchten: *roots*, ja vielleicht sogar die Antwort auf die Frage Walthers von der Vogelweide: *wie man zer welte sollte leben*²⁴. Und gerade dabei hat der Historiker die Chance, sein Publikum vor Verfälschungen zu warnen. So wird auf der Suche nach den „Wurzeln“, wie etwa die gegenwärtige Begeisterung für die keltische Herkunft nicht nur auf den britischen Inseln und in der Bretagne lehrt, die Besonderheit der antiken und frühmittelalterlichen Stammesbildungen übersehen und kurzschlüssig durch moderne und modernste Bezüge anachronistisch entwertet. Allerdings, der Mensch hat Geschichte und kann sich daher seine Vorfahren auswählen, wenn er will, sie sogar selber machen. Und das gilt heute allerorten, besonders auch in Bayern und in Österreich, für die Kelten. „Von deren Nachkommen in der Bretagne, Wales und Irland droht eben weder Anschluß noch Krieg; die Keltenthese paßt demnach besonders gut zur österreichischen Neutralität“, wie dies Erich Zöllner 1976 formulierte²⁵.

Das Programm einer Regionalgeschichte will die herkömmliche Landesgeschichte nicht bekämpfen oder gar herabsetzen. Der regionalgeschichtliche Ansatz versteht sich vielmehr als Synthese und Vermittlung neuartiger Betrachtungsweisen und Fragestellungen, die unter den verschiedensten Gesichtspunkten an die Geschichte einer Region herangetragen werden. Selbstverständlich müssen Regionalgeschichten auch spätere Epochen als die der Vor-Geschichte und Entstehung behandeln. In Europa kann sich die Regionalgeschichte grundsätzlich in zwei Bereichen entwickeln: a) für einen Teil eines heutigen Staates; b) mehrere Staaten umfassend oder zumindest über die heutigen Staatsgrenzen hinausgreifend. Dabei muß jeder revisionistische Unterton vermieden werden. Die Gleichberechtigung der verschiedenen Identitäten und ihrer Vergangenheit ist aufs genaueste zu wahren. Kann doch die Regionalgeschichte Zeit und Raum entsprechend den historischen Gegebenheiten aufarbeiten und muß keine politischen Systeme, Länder und Staaten der Gegenwart rechtfertigen. In den herkömmlichen Landesgeschichten besteht immer noch die Gefahr, daß die Kategorien der Zeit und damit des Werdens und Vergehens verkümmern. Wenn man auch heute nichts dagegen hat, einmal geworden zu sein, der Gedanke, einmal vergehen zu müssen, stößt weder in der breiten Öffentlichkeit noch bei den Politikern auf viel Verständnis. Wie es eine teleskopische Betrachtungsweise in den *Origines gentium* gibt,

²⁴ Walther von der Vogelweide L. 8, 10.

²⁵ Erich Zöllner, Zusammenfassung, in: Vorträge und Forschungen 25 (Sigmaringen 1979) 257. Im Spätherbst 1986 gab es große Aufregung in Irland über die Gen-Untersuchungen von Professor Woodman, der als Archäologe behauptete, der irische „gene-pool“ sei vorkeltisch geprägt. Die Mitteilung darüber und die entsprechenden Presse-Berichte verdankt der Autor Herrn Dr. Harald Krahwinkler, derzeit Dublin.

so verkürzt der moderne Landeshistoriker, der nicht selten von der Gegenwart ausgeht, mitunter die chronologische Dimension. Die Geschichte ereignet sich aber in Raum und Zeit, und eine zeitlich begrenzte Regionalgeschichte kann die Synchronie schon vom Ansatz her nicht zugunsten einer an sich wichtigen Diachronie verkümmern lassen. Um dieses Programm zu erfüllen, bedarf es jedoch zweierlei: Erstens müssen kreative Autoren den Mut haben, eine bestimmte Epoche eines gegebenen Raums von verschiedenen Aspekten her zu gestalten. Eine enzyklopädische Aufsplittung nach Sachgebieten mit anschließender Buchbinder-Synthese wird das gesteckte Ziel nicht erreichen, daß ein historischer Autor mit einem historisch interessierten Leser ein motiviertes und motivierendes Gespräch führt. Nicht unmöglich, daß man – um pro domo zu sprechen – sich heute nur des Gründungsauftrags des Instituts für österreichische Geschichtsforschung besinnen müßte, ohne ein Jota an Wissenschaftlichkeit aufzugeben²⁶. Zweitens aber bedarf es des mutigen Verlegers, der die entsprechenden Autoren sucht, findet und mit ihnen arbeitet, aber auch ihre Bücher gewinnorientiert veröffentlicht und nicht hoch subventioniert verheimlicht.

Man fragt den Historiker gerne nach den Lehren der Geschichte und ist nicht immer mit dessen Antwort zufrieden. Manche stört seine „knochenerweichende Objektivität“, manche sein anscheinend oder scheinbar mangelndes moralisches Engagement. Nun ist sich aber der Historiker bewußt, daß er aus der menschlichen Verpflichtung des Wertens und Bewertens nicht entlassen ist und zugleich Teil der Geschichte bleibt, nicht aus ihr heraustreten kann, um sich ein übermenschliches Richtertum über die Vergangenheit anzumaßen. Bei der Lektüre von Helmut Andics „Das österreichische Jahrhundert“ kann man den Unterschied zwischen dem historischen Ansatz und dem des Journalisten feststellen. Dem letzteren geht es um die Nachricht und ihre moralisierende Verwertbarkeit. Der Historiker bemüht sich hingegen um das Verständnis eines möglichst umfassenden geschichtlichen Ganzen. Er wird darum nicht das Gute schlecht und das Schlechte gut machen; er wird Verbrechen Verbrechen nennen, auch wenn dessen Dimensionen – wie im Falle des Holocaust – seine Vorstellungsgabe und sein Fassungsvermögen übersteigen. Er wird, um bei Andics zu bleiben, die vertane Chance des österreichischen 19. Jahrhunderts beklagen dürfen, aber auch die darin angelegten Neuansätze und die Vielfalt der gleichzeitigen Erscheinungsformen nicht übersehen. Die Antwort des Historikers kann daher keine Rechtfertigung des Bestehenden, sondern bloß die Analyse des Gewordenen sein. Das Wort des Babenbergers Otto von Freising: *nemo autem a nobis sententias aut moralitates expectet*, übersetzte Alphons Lhotsky einmal in unübertrefflicher Weise mit dem Satz: „Erwarten Sie von mir weder staatsrechtliche Aphorismen noch patriotische Sittensprüche.“²⁷ Aber auf die Frage, woher wir Europäer kommen, kann eine Regionalgeschichte diejenige Antwort geben, die für eine ferne Zeit innerhalb eines uns nahen Raums die richtige scheint.

²⁶ Alphons Lhotsky, Geschichte des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. 1854–1954. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 17, Erg.Bd., 1954) 4 ff., 11 ff. und 25 ff.

²⁷ Alphons Lhotsky, Der österreichische Staatsgedanke, in: Aufsätze und Vorträge, Bd. 1 (Wien 1970) 366, nach Otto von Freising, *Historia de duabus civitatibus* II prologus.